

Berliner Sendespiele

„Die Verlobung bei der Laterne“ — „Wintermärchen“ — „Die Maschinenbauer von Berlin“ — „Rigoletto“

Wir hatten öfter Gelegenheit zu beobachten, daß der gesprochene Dialog in der Sendespieloper einen großen Teil seiner Wirkung verfehlt. Schon auf der Opernbühne ist es oft, besonders nach einem ernsten, empfindungsvollen Musikstück, schwer, den Ausgleich zwischen dem Gesungenen und dem gesprochenen Wort zu finden. Der Dialog fördert die Handlung, er läßt die Vorgänge sich so lange entwickeln, bis eine bestimmte, eindeutige Situation erreicht ist. Dann tritt die Musik ein und hält den geschaffenen Stimmungsmoment fest. Das erfordert vom Darsteller jedesmal eine Umstellung vom Musikalischen ins Schauspielische und zurück; denn was in den Dialogen vorgeht, entspricht meistens den Ereignissen eines rein schauspielerischen Stückes. Aber auf dem Theater kann mit einer einzigen kleinen Geste oder Miene leicht der Uebergang gefunden werden. Vor dem Mikrophon dagegen ist der Sänger auch in diesem Fall ganz auf seine Stimme angewiesen — und die meisten Sänger sind nun eben einmal keine Sprecher. Wir hatten es darum stets freudig begrüßt, daß der Bearbeiter der Sendespiele, Herr Bronsgeest, die Dialoge auf ein Minimum zusammengestrichen hat. Nun finden wir diese Meinung von der positiven Seite her neu beleuchtet, neu bestätigt. Selten hat eine Opernaufführung im Senderaum einen so geschlossenen Eindruck gemacht wie „Der fliegende Holländer“. Dem Genie Wagners ist es hier gelungen, eine Oper mit geschlossenen, sorgfältig abgerundeten und abgewägten Formen zu schreiben, ohne diese Musikstücke durch gesprochenes Wort verbinden zu müssen. Das Problem ist hier ebenso einwandfrei gelöst wie bei Verdi. Die Handlung und die Worte sind ganz darauf zugeschnitten, daß Musik allein sie ausdrücken kann, sogar auf den Sprechgesang, das Rezitativ wird fast ganz verzichtet, und daß die Vorgänge rein romantische, unrealistische sind, lassen sie sich in einen Strom von Musik einhüllen, ohne doch unverständlich zu werden. Das macht den „Holländer“ für den Rundfunk besonders geeignet. Dazu kommt noch, daß er kurz ist, daß man keinen Augenblick den Eindruck von Längen hat. Bronsgeests Bearbeitung unterstrich diese Kürze in wirkungsvoller Weise. So rollte sich in gewaltigem Aufbau dieses Drama der treuen Liebe ab, man wurde von der kräftig untermalenden Kraft dieser Musik bis zur angespanntesten Erregung fortgerissen, ohne das fehlende Bühnenbild zu vermissen.

Leider hatte das Orchester an diesem Abend wieder unter starken Übertragungsschwierigkeiten bei den Blechinstrumenten zu leiden. Diese Beeinträchtigung des Gesamtklangs scheint bei Sendespielaufführungen Wagnerscher Opern vorläufig nicht zu umgehen sein. Dagegen klangen die Chöre diesmal sauberer und gefestigter als früher, besonders die Matrosenchöre zeichneten sich aus. Bronsgeest, vorzüglich bei Stimme, zeichnete ein ergreifendes Bild des ruhelosen Seefahrers. Die bekannte Glatzleistung der Emmy Bettendorff als Senta bewährte sich auch vor dem Mikrophon. Die

Vielseitigkeit dieser Stimme, vom zartesten mezza voca bis zum leidenschaftlichsten Krautausbruch ist stets aufs neue zu bewundern. Alles übrige: guter Durchschnitt.

Am Schluß eines Buntten Abends spielte man Offenbachs satzückenden Einakter: „Die Verlobung bei der Laterne“. Eine gute Idee. Die Einfachheit und Harmlosigkeit dieser Handlung, der Humor des Wortes und nicht zuletzt die sprechende Anmut dieser Musik können auch bei szenenloser Aufführung ihre Wirkung nicht verfehlen. Man hatte auf eine Einleitung verzichtet und hatte das Ganze in eine Art Glockengeläute eingehüllt, das dann in der Handlung seine besondere Rolle spielt. So entstand etwas wie eine

Vorahnung der akustischen Kulisse. Unter Buschkötters Leitung klang das Orchester wieder sehr zart und durchsichtig. Harry Steiers Vorzüge liegen mehr auf schauspielerischem, als auf stimmlichem Gebiet. Dagegen vereinigt Anni Frind beides in seltener Vollkommenheit.

Man kann die Aufführung von Shakespeares „Wintermärchen“ als das Ereignis der vergangenen Woche bezeichnen. Es war gleichsam, als ob man in der Abteilung Schauspiel der Sendespiele seit Wochen seine Kräfte aufgespart hätte, als ob man alle bisher gesammelten Erfahrungen einmal restlos ausnutzen wollte, um eine Glanzleistung auch auf diesem Gebiet zu bringen. In der Tat kann man ohne Übertreibung diese Aufführung als den stärksten Eindruck bezeichnen, den ein Schauspiel im Rundfunk uns bisher vermittelt hat. Alfred Braun hat sich zunächst als ein glänzender Bearbeiter erwiesen; es mag nicht leicht gewesen sein, das etwas weitschweifige Stück bis zur Rundfunk-Eignung zu reduzieren. In dankenswerter Weise hat Braun die besonderen Ausdrucksmittel des Senderaums unterstrichen und herausgearbeitet: die Kraft und Eindringlichkeit des Wortes, die Beschränkung auf solche Vorgänge und Ereignisse, die durch das Ohr allein wahrnehmbar sind, und schließlich die wirkungsvolle Ausnutzung aller Stimmungsmomente, die akustisch darstellbar sind (wobei ihm Humperdincks Musik vortreffliche Dienste leistete). In gleicher Richtung wirkte er als Regisseur; der ganze Apparat des modernen Funkregisseurs wurde verwendet, aber man spürte, daß alles in einer Hand zusammenlief. Dadurch entging man der Gefahr einer Aufdringlichkeit und Übertreibung der rein akustischen Unterhaltungsgeräusche. Schließlich war Braun weise genug, sich für die Hauptrollen einige der besten Sprecher der deutschen Bühne zu sichern. So hob er das Niveau dieses Abends zu dem eines Feiertages. Friedrich Kayßler ist als Leontes von der „Wintermärchen“-Aufführung der Volksbühne rühmlichst bekannt, und die gütige ergreifende Stimme der Else Heims gab der Hermione einen unsagbaren Glanz. Dazu Lothar Müthels jugendlich drängender Florizel und Alfred Brauns charakteristischen Autolycus — ein Abend von seltener Einheitlichkeit, ein bedeutsamer Schritt, eine künstlerische Tat.



Georg Széll dirigiert ...
In der Berliner Funk-Stunde gezeichnet von D. Friedmann

Die ausführlichsten Rundfunk-Programme Seite 1409—1427